

www.e-rara.ch

Blaue Tage :

Heer, Jakob Christoph

Konstanz :, [1904]

Kantonsbibliothek Thurgau

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-149933>

Mein Herz ist am Rheine!

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



Mein Herz ist am Rheine!

Guten Tag miteinander!"

Ein entzückendes Ungeheuer ist der Rheinfluss, ein weißes Donnerwetter zwischen drei Felsen. Und ein Himmelfahrtstag wie junges Glück stand über dem Land. Vom Laufener Kirchlein auf grüner Höhe klangen die Morgenglocken über den Strom und verloren sich im Schöpfungspsalme des Sturzes.

Mein Gruß galt der Jungmannschaft eines Rheinstädtchens, Burschen und Mädchen, sonngebräuntem Kernvolk aus Gottfried Kellers Heimat. Es handelte sich um eine Stromfahrt auf dem Rhein, der in erhabener Ruhe unterhalb des Falles in grünen Laubwäldern verschwindet und mit der Würde eines Künstlers abtritt, der seine Sache gut gemacht hat.

Sechs, acht „Weidlinge“, wie man am Oberrhein die starkgebauten, langen Boote nennt, lagen zur Seite des Inselfschlößchens Wörth. „Einsteigen!“ Und starke Arme ruderten sie hinaus auf den Strom. Unter festlichem Wimpelflattern, unter Scherzen und Lachen, im Klange der alten Volkslieder ging die Fahrt zwischen blühenden Ufern dahin, in die Stromlandschaft voll träumerischer Einsamkeit. Wer kennt sie? — Von den vielen, die den Rheinfluss besuchen, nur wenige. Die

Sommergäste, die am Rheinfall einen Zug überspringen, sind zufrieden, daß der Rhein, wenn sie nach Basel kommen, auch wieder da ist und seine Pflicht, die Grenze zwischen der Schweiz und Deutschland zu bilden, getan hat. Doch wie lieblich ist die Fahrt an Burgen und Klöstern und an den Städtchen vorbei, die bald links, bald rechts an den Stromhalden hängen und sich in den grünen Wellen spiegeln.

Sie ist nicht ganz gefahrlos. Es gibt eine Menge Stromschnellen im Fluß, und Nagelfluhklippen lauern auf die Boote, aber die Bursche, die nach schwerer Wochenarbeit damit Sonntag feiern, daß sie sich auf dem Rhein herumtreiben, kennen die Heimlichkeiten des Stroms so gut wie die Ecken und Winkel unter dem väterlichen Dach, und wenn einmal ein Fahrzeug auf einem Riff zerbricht, dann schwimmen sie eben dem nächsten Ufer zu. Man sagt den Anwohnern des Ober-rheins nicht umsonst nach, sie lernen zuerst schwimmen, erst später gehen.

Es tanzen die Boote und wogen auf den Wassern abwärts. Einen Augenblick noch fesselt der Rheinfall, er sieht sich aus der Stromtiefe an wie feiner, reiner Firnens Schnee, der zwischen Felsen stäubend auf einen blauen Gletscher niederrieselt. Nun aber zieht die steile, hohe Uferhalbe eine Wand zartgrünen Laubwaldes davor hin und ernster Stromfrieden nimmt uns auf.

Rein und wasserduftig ist die Luft über den Wellen, klar sind die sanften Wogen des Stroms! Die weißen Kiesel glänzen aus dem Grunde auf, und das Wandern des Flußandes erzeugt ein leises Geräusch wie siedendes

Wasser. Vom Rheinfall an ist der Gang des Rheins mehr ein Idyll als ein Epos. Nur selten blickt vom deutschen Ufer ein weißes Gehöft auf den Strom, das schweizerische ist weithin ganz Waldeinsamkeit, im Buchenlaub spielen die Sonnenfunken.

Nun aber ein überraschendes Bild! Im Rahmen der steilen Stromhalden schwebt plötzlich die Glärnischgruppe so in den Vorblick, daß man nichts sieht als den Rhein, die beiden Ufer und zwischen ihnen, an der Himmelsfolie leuchtend, düstig, traumhaft schön wie eine Phantasmagorie die drei Firnkuppen des fernen Gebirgs.

Einen Augenblick später ist das silberne Bergbild über dem Strom verschwunden, aber wie wenn man in ein Stereoskop immer neue Photographien einsetzt, so bringt jede leichte Flußkrümmung frische, lichte Bergbilder. Jetzt ist's der Tödi, jetzt der Urirotstock, jetzt die große und kleine Windgelle, jetzt der Titlis, später die Berge des Berner Oberlands. So irrt der Ausblick, den die Waldhalden gestatten, am Alpenkranz hin und her, oft aber hemmen Hügel eine Weile den Blick, bis weit entfernt vom vorangegangenen wieder ein kräftig leuchtender Abschnitt des Firnenbogens in die Stromöffnung springt.

Nirgends anderswo, als auf der Strecke unterhalb des Rheinfalls, gewährt der Rhein diese entzückenden Bilder, denn auf seinem ganzen Laufe vom Hochgebirg zum Meer ist dieses Stück das einzige, wo sich der Strom, wie von Heimweh nach dem Mutterhaus der Berge ergriffen, nach Süden wendet.

Ei seht! Da grüßen die Türme eines Münsters, es kommt wohl eine große Stadt.

Nein, es ist das Kloster Rheinau. Die achteckigen Türme der monumentalen Kirche, die epheumrankten Mauern überraschen in der Menschenferne wie eine aus dem Grab der Jahrhunderte auferstandene Welt. Wie das Boot an den Mauern vorbeigleitet, weicht aber die Romantik einem schmerzlichen Anblick. Aus den schwer vergitterten Fenstern recken hunderte von Männern und Frauen die Hände, wirre Stimmen grüßen, häßliches Gelächter tönt auf den Strom. „Ha, ha, dich dort kenn' ich wohl — du bist auch einer von des Teufels Lumpenfuhre, die Seelen hinter diese Gitter führt.“ —

Das Unglück grüßt das glückhafte Schiff, den von leuchtender Sonne und Vogelgezwitscher erfüllten Maien- tag. Das ehemalige Kloster ist ein großes Irrenhaus für Unheilbare. Res sacra miser! Mit aufgewühlten Gedanken schlagen wir das Kreuz vor dieser Stätte. „Ich bin der alte Napoleon auf St. Helena!“ ruft uns einer der Insassen nach, ein anderer „Und ich bin der liebe Gott!“

In Schicksalssehrfurcht und Grauen verstummen die Lieder des Landvolks im Boot. Vorbei, vorbei! Doch wie sonderbar! Ein zweites Mal, nur von anderer Seite, gelangen wir nach Rheinau. In Schlangen krümmt sich der Fluß um die romantische Stätte, um die auf einem Vorsprung stehende Spitzkirche, einer der ältesten Kapellen weit und breit. Die Kirche des Klosters ist ein sehr schöner und großer Bau, es selber rührt von Fintan, dem irischen Apostel, her und blühte über tausend Jahre. — Ja, was sah die Kirche alles? Das letzte große Ereignis im Jahr 1849. Da flohen die geschlagenen,

badischen Insurgenten über die gedeckte Brücke von Rheinau in die Schweiz. Drüben über die Höhen hernieder eilten die Häfcher. Das gehezte Wild aber war in Sicherheit! Ein langer, umflorter Blick auf die Heimat jenseits des Stroms, wo es für die versprengten Kämpfer nichts als Festung und Gefängnis gab, und auf dem gastlichen Boden der Schweiz bauten sie ein neues Glück, nicht zum Nachteil des Landes. Die Flüchtlinge von damals waren Edelholz aus dem Wald des deutschen Volkstums!

Ja, die Menge der Erinnerungen, die der Rhein erweckt!

Hinter grünen Waldhöhen versinken die letzten Schneeberge, zur Linken über niedrige Ufer dahin blickt man ins weingeseignete Flaachtal, in stille Dorfschaften, über die sich Blütenbäume neigen. Die Thur, die aus Hügeln und Auen hervorragt, hat mit ihrem Geschiebe den Rhein so ans rechte Ufer gedrängt, daß er dieses beständig abfriszt. In den Erdhöhlen der fahlen, abbröckelnden Stromhalden haben Tausende von Fessenschwalben ihre Nester gebaut; ein- und ausfliegend erfüllen sie mit ihrem Gezwitzcher die Luft. Das Kirchlein von Buchberg schaut wie von einem Maler auf die Höhe gestellt hinab ins prangende Land, nun aber ist auch dieses Bild dahin. Zwischen gelben Kalkbergen brodeln der Strom über verborgene Riffe, die eilenden Schiffe tanzen auf und ab und gleiten über die silbernen Röhren der Wirbel, die sich in allerlei Krümmungen durch die aufwogenden Wasser ziehen. Ein klapperndes Mühlrad, ein Fischerkahn, ein Reiher, der über den

Strom fliegt, sie sind die einzige Staffage der Wald- und Berggegend. Zwischen hohen Sandsteinwänden kommt das klare Wasser der Töß wie ein schüchternes Mädchen zum Rhein getrippelt, aber die Stelle ist für den Strom insofern bedeutungsvoll, als er hier seine Südgedanken aufgibt und sich mit einem scharfen Bogen nach Westen wendet. Bauernhäuser stellen sich an die Ufer, Rebgeleände steigen an ihnen empor, hübsch liegt an der rechten Seite des Stroms das Städtchen Eglisau, die Hüterin einer alten, gedeckten Brücke.

Die Bedeutung der kleinen Städte des Oberrheins ruht in der Vergangenheit, sie blühten, als der Strom noch eine Verkehrsstraße war, als sie noch ihre Schiffergilden hatten, die die Führung der Waren auf gemeinsame Gefahr übernahmen. Seit aber auf dem Oberrhein keine Kaufmannsgüter mehr geführt werden, stehen sie alle mehr oder weniger still und liegen in einem halben Dornröschen-Schlaf. Das ganze malerische Städtchen Eglisau besteht aus drei Reihen altväterischer Wohnhäuser, einem geräumigen Rathhaus und einer hübschen Kirche.

Unterhalb des Städtchens geht auf einem prachtvollen Steinviadukt und einem lustigen Eisenbogen, der den ganzen Strom überspannt, die Schweizer Bahn von Hügel- zu Hügelufer. Ein freundlicher Zufall. Die Schiffer aus der Tiefe und die Eisenbahn Gäste aus der Höhe winken sich gegenseitig Glück zu ihrer Fahrt.

Die frische Luft über dem Strom hat den Appetit geweckt. Frohes Mittagsmahl auf den Wassern, in Luft und

Sonne, ein gastliches Sich-reichen von Boot zu Boot, und sichernd dienen die frischen Mädchen den Burschen zu.

Die mit Rotwein des Landes gefüllten Gläser kreisen. Ruhig summt der Strom. Da kommt bei einem Mühlen-idyll, wo ein paar Häuser wie eine Burganlage alt und eng geschmiegt auf einem Hügel stehen, die Glatt verschämt in den Rhein gelispelt.

Gottfried Keller-Heimat! Wir senden einen Gruß ins nahe Dorf Glattfelden. In dem Dorf lebten als steinalte Großmütter vor ein paar Jahren noch einige der Gestalten, die in Jugendherrlichkeit durch den prächtigen Roman „Der grüne Heinrich“ wandeln. Oft habe ich mit ihnen von dem Dichter geplaudert. Was schien ihnen das Wichtigste? Die Menge der Ofenkuchen-Stücke, die der blasser, bebrillte Stadtjunge in ihren Elternhäusern gegessen. Und wenn er stolperte, habe er die Brille abgenommen, um den Stein zu sehen, der ihm im Wege lag. Auch habe sich vieles in anderer Weise zugetragen, als es in dem Roman stehe. Und sie erzählten, was der jugendliche „Gottfriedli“, als es in der Schweiz gegen die Jesuiten gährte, für ein „Pfaffenfresser“ gewesen sei. An der Bohlenwand eines alten Hauses habe er es mit einem selbstgedichteten Spruch bekräftigt. Sie wollten mir den Spruch zeigen. Da war dieses Stück der Wand herausgesägt. Ein Vetter hatte sich damit ein billiges Erinnerungsstück an die Jugend des Dichters erworben. Als Gottfried Keller gestorben war, erzählten die alten Frauen überhaupt nur noch von den vielen Ofenkuchen, die er gegessen, und davon, wie undankbar er sie im Testament vergessen habe. — —

Da konnte es also nicht heißen:

„Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn!“

Welch ein wehmutsvoller Vergleich, die entzückende Jugend im Roman und die alten, runzeligen, ihre eigenen Erinnerungen verkleinernden Frauen. Des Lebens Not, des Lebens lange Jahre — sic transit gloria mundi.

Und doch ist es ein angenehmes Gedenken, wie junges Genie durch die Gegend gestreift. Außer Gottfried Keller Konradin Kreuzer, der Komponist, dem eine liebevolle Braut in Glattfelden wohnte und im Frieden der Rheinlandschaft die Harmonien zum „Nachtlager von Granada“ aufgingen: „Schon die Abendglocken klangen.“

Wie still liegt die Gegend im Mittagsstrahl! Doch hat sich seit Jahrtausenden hier Leben abgespielt. Waldverwachsene Gräben und Wälle an den Uferhügeln sind die Überreste der Erdburgen, die Helvetier und Römer zum Schutz gegen die Alemannen errichteten, die eroberrungsfüchtig über den Rhein schwammen und die Brandfackel in die reifen Getreidefelder und in die Dörfer warfen und endlich die Herren des Landes wurden. Raum ein Unterschied im Volkstum hüben und drüben am Strom! Daran, daß er eine Länderscheide ist, erinnern die Grenzwächter, die etwa aus dem Gebüsch der Stromthalben treten, die Schweizer mit roten, die Deutschen mit grünen Uniformlinien.

Sie haben ein beschauliches Dasein. Die Bevölkerung der Ufer ist zu rechtschaffen und zu arbeitssam, um Gefallen an der Romantik des Schmuggels zu finden, am meisten geben arme Bagabunden, die sie austauschen,

und Zigeunerbanden, die jedes Land ins andere treibt, dem Leben der Grenzposten Abwechslung und Zweck.

Steil am schweizerischen Ufer klebt Kaiserstuhl, ein Städtchen, dessen einzige jähe Gasse in der Höhe bei einem Turm römischen Ursprungs endet. Der Name des Städtchens wird so erklärt, daß Kaiser Tiberius auf seinem Zug gegen die Germanen hier am Strome Recht gesprochen habe. An die Tatsache zu glauben oder sie zu bezweifeln, kostet gleich viel. Eine zur Hälfte alte Brücke führt nach dem Schloß Rötelen hinüber und nach dem malerisch von der Höhe ausblickenden, badischen Dorf Hohenthengen, an dessen sonnigen Halden auch die Schweizer ihren Sorgenbrecher ziehen.

Dahinter steht im Grüns der Tannen der Schwarzwald mit der schönen Ruine Rüssenburg, auch an die freisenden Stromwasser stellen sich Schlösser wie verzaubertes Mittelalter, wie Vorlagen blühender Romantik.

Burzach! — Um diesen Marktflecken geht die halbverschollene Poesie ehemaligen, großartigen Messelebens. Der Ort war jahrhundertlang das Handelsemporium der Schweiz mit drei großen, von Kaufleuten aller Länder besuchten Messen, die im März, zu Pfingsten und Ende August abgehalten wurden und je zehn Tage dauerten. Bücher und Bilder schildern sie in lebhaftesten Farben. Sie erzählen, daß der Ort während der Messen einem riesigen Feldlager glich, Krämer, Gaukler und fahrende Frauen selbst aus Rußland, Spanien, Italien und der Türkei darin zusammenströmten. Jedes Haus war während der Messen ein Gasthof, jedes ein Tanzsaal, jedes eine Spielbank. In hellen Scharen wallfahrteten nicht nur

die Bürgerleute der Städte zu beiden Seiten des Rheins, die Bauern der Dörfer, sondern auch die weltlichen und geistlichen Herren nach der Freistätte ungebundener Lustbarkeit, ja selbst die Nonnen der Frauenstifte bedangen es sich aus, daß sie einmal im Jahr das Ordenskleid ablegen und in weltlichen Kleidern an der Zurzacher Messe erscheinen durften. Vergangene Zeiten! Der Pfiff der Eisenbahn ging durch die Schweiz und der Marktplatz von Zurzach verödete, in den großen, weitläufigen Wohnhäusern wiederhallte der Schritt der wenigen Leute, die noch darin wohnen, am silbernen Sarg der heiligen Verena in der Stiftskirche der alten Benediktinerabtei knieten keine Pilger und Pilgerinnen mehr, die heute beteten und morgen tanzten, die Bürgerschaft hatte kein Handelsgericht mehr zu bestellen, und die Tische der Wechsler, auf denen einst das Geld rollte, standen bestaubt in der Rumpelkammer. Zürich, die emporblühende Stadt, wurde die lachende Erbin des überlieferten Handelsplatzes am Rhein, auf dem erst die Gegenwart Industrie und Gewerbe zu treiben beginnt und die alten, großen Zeiten etwas verschmerzen läßt.

Der Oberrhein als Handelsstraße! Man sieht es an dem Beispiel von Zurzach, daß das ein prächtiges Kapitel in einem kulturgeschichtlichen Buche werden könnte. Die Handelsstraße ist jetzt verödet, selbst Flosse gehen keine mehr den Rhein oder die Aare hinunter, geschweige denn Kaufmannsgüter.

Ja, der Aare sind wir schon nahe! Kadelburg, Koblenz, nicht das schöne deutsche, sondern das schweizerische Koblenz, ein kleines, etwas zerfallenes Städtchen,

das einst einen berühmten Schifferstand bejessen hat, — und die Aare ist da!

Mündet der Rhein in die Aare oder die Aare in den Rhein? Das ist die Frage. Eindruck und Sprachgebrauch geraten in Widerspruch. Der Rhein ist ein Waisenknaabe gegen die breite, mächtige Aare. Warum haben ihm denn die Völker das Erstlingsrecht gegeben, daß er seinen Namen führen darf bis ans Meer? Ich denke, wegen des wundervollen, klaren Blaugrüns seiner Flut, edler und vornehmer tritt er zu der Vermählungsfeier als die halbtrübe Aare, hübsch aber ist ihr gegen den Rhein gewendetes Thal, eine Durchbrechung des Jura mit Kirchtürmen und Schlössern auf malerisch übereinander getürmten Stufen, und da über beide Ströme große Eisenbahnbrücken gehen, übt die Gegend der Stromhochzeit den Reiz eines reichen Natur- und Kulturbildes.

Umsomehr, da vom jenseitigen Ufer das allerliebste Schwarzwaldstädtchen Waldshut auf das Zusammenwirbeln der beiden Hochgebirgsfinder schaut. Behaglich und wohligh steht es im Laubwald der Uferhalde, über sich die Tannenpoesie des Schwarzwaldes, unter sich den zu doppelter Wassermächtigkeit entfalteten Strom.

Darüberhin blizt die Abendsonne — und wir sind am Ziel!

Nun mögen sie singend ruhen, die tapfern, braunen Jungen, nun mögen sie sich mit den Mädchen im Tanze drehen, bis der Zug pfeift, der sie wieder in die Heimat führt. Und die Erinnerung an die Maienfahrt glänze über ihre stille, zähe Arbeit auf der Scholle! Eine harmlosere, gesündere Volkslust kann es nicht geben, als die

Sonntagsfeier im Boot, als Liederfang auf den blauen Wassern der Heimat.

Mir hatte die Stromfahrt so gut gefallen, daß ich eines Sommers die Gelegenheit benützte, sie bis nach Straßburg fortzusetzen.

*

*

*

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne.“
Die das Lied sangen, waren Zürcher Schifferleute.
Waldbshut lag im Duft eines Hochsommermittags.

Ufereinsamkeit, Stromfrieden! In wirren Zungen
singen die Wellen zwischen den Wäldern die Lieder, die
sie aus dem Hochland mitgebracht haben. Das klingt
und summt, das tönt und dröhnt in dieser Abgeschieden-
heit wie von Bergheimweh, wie von Niederlandssehnsucht,
alles ist Wanderlust. Kühl und erfrischend steigt der
Wasserodem empor, und selbst am heißesten Sommertag
bleibt die Luft weich und wohligh zu atmen. Wasser-
gevögel belebt den Strom, aus den Wäldern schwirrt
der schillernde Eisvogel, der Weih kreist über der Flut
und holt sich den Fisch, vor dem Boot flattern die Wild-
enten auf und fliegen, eine Zickzackreihe bildend, mit Ge-
schrei über den Strom: da und dort, bald auf dem
schweizerischen, bald auf dem deutschen Ufer träumt ein
Gehöft oder Dörfchen, und in seiner Nähe zieht ein
Fischer seine Reusen, oder spielende Knaben fahren auf
dem Strom. Merkwürdig, was ihnen alles als Schiff
dienen muß, ein bloßes Brett, ein schmaler Balken, auf
dem sie kaum stehen können, und als Ruder ein Stecken
oder ein Lannast!

Jetzt grüßt das türmereiche, hochromantische Schweizerstädtchen Laufenburg. Da müssen alle Fahrzeuge aus dem Strom gehoben werden, denn gleich unterhalb des Städtchens ist der Laufen, eine schreckliche Stromschnelle, durch die kein Schiffer zu fahren wagt. Einer, erzählt die Sage, sei schlafend glücklich durch die Felsen gefahren, als er aber voll Übermut das Abenteuer bei wachen Sinnen wiederholen wollte, zerschellte er. Sehr schön überblickt man die Wasserfluth von der zur Hälfte aus Holz, zur Hälfte aus Stein gebauten Brücke, die, in der Mitte auf einem steil aufragenden Felsen, dem Laufenstein, ruhend, in zwei Theilen vom schweizerischen Laufenburg nach dem badischen Klein-Laufenburg hinüberführt. Unmittelbar unter unseren Blicken verengt sich das Rheinbett zu einer Schlucht senkrechter, zerwachsener Granitfelsen, selbst aus den brüllenden Wassern recken sich hemmende, schwarze Blöcke. Eine weiße in Schaum zerflatternde Woge peitscht die andere mit grimmiger Wuth hindurch, eine wahre Dämonenjagd. Regenbogen wölben sich über der schwarzen Spalte, in der der Sturz sein Donnerlied psaltert. Zu beiden Seiten der Rinne liegen verwachsene Felsen frei, über die hin man Stege zu den Lachsfällen am Strom gebaut hat. In seiner Hütte sitzt auf hohem Uferstein der Wächter, der mit einem Hebelwerk von langen Stangen, an die Eichenflöße befestigt sind, das Senknetz regiert. Eine Leine, die er in der Hand hält, verrät durch ihr Zittern, daß sich ein Fisch in dem Netz verfangen hat, ein Druck am Hebelwerk, das Senknetz steigt mit einem prächtigen Lachs empor. Jahrhunderte hatte Laufenburg den Ruf, die beste Lachs-

fangstelle am ganzen Rhein zu sein, aber die alten, guten Zeiten sind vorbei, die Mägde in den kleinen Städten dieser Gegend, die es sich früher vertraglich ausbedungen, nicht mehr als einmal in der Woche Salm essen zu müssen, haben sich nicht mehr zu beklagen, daß man sie nur mit Fischgerichten abspelse. Die Holländer haben es mit ingeniosen Einrichtungen verstanden, in den Mündungsarmen des Rheins ein solches Absperrungssystem durchzuführen, daß am Oberrhein verhältnismäßig nur wenige der edlen Flosser mehr gefangen werden können.

Bei einem Weiler unterhalb Laufenburgs, wo sich der Strom beruhigt hat, steigen wir wieder in die Boote, die auf Wagen dorthin gefahren worden sind, und lustig wogen sie gegen Säckingen hin, das mit der schweizerischen Ortschaft Stein durch eine Brücke verbunden ist.

Säckingen — Liebe und Trompetenblasen! Die drei Begriffe sind nicht mehr trennbar. Dicht am Rheinufer liegt, was wir suchen:

„— eines Gartens wohldurchblünte Au
Und halbversteckt von Wildkastanienstämmen
Des Herrenschlösschens schlank getürmter Bau.“

Dort hat Margareta gewohnt, das Freifräulein von Schönau. Und im Rhein liegt eine Riesbank, die bei hohem Wasserstand überflutet ist, bei niedrigem sich aber mit Kraut und Stauden begrünt. Das ist die Insel, auf der jung Werner die Trompete geblasen hat. Hinter dem barocken Herrenschlösschen steht die zweitürmige Stiftskirche, die in kostbarem Schrein die Gebeine des Heidenapostels Fridolin aufbewahrt, bei dessen Gedendprozession sich die Liebenden zuerst aesehen. Sanct Fridolin

ist übrigens als Ortspatron durch den Trompeter, der das Städtchen berühmt gemacht hat, abgelöst worden, Jung Werner ist der profane Stadttheilige. Er steht als Erzstatue im Garten des Herrenschlößchens, der zur Sommerszeit seine Rosenpracht entfaltet, in lauschigen Tannengruppen Schatten spendet und mit einem Platanengang zum rosteinernen Wasserturm am Strome führt. Auf die von einem Barockgeländer umschlossene Schloßterrasse, hoch über dem wogenden, strudelnden Strom, schatten die alten Kastanienbäume, und mitten in dieser Baumreihe steht der berühmte Pavillon, wo nach der Dichtung jung Werner Margareta den Unterricht im Trompetenblasen gab und unter dem Mansardendächelchen grüßen uns noch die mythologischen Fresken des Malers Fludribus.

An der „holzverschalten“ Brücke steht das Haus, in dem Scheffel von 1850—1852 gewohnt hat und in der Mitte ihrer langen Galerie, die von vielen hundert ineinandergezapften Eichenbalken gebildet ist, der alte Nepomuk als Grenzhüter.

Ein Lebewohl der ehrwürdigen Waldstadt, deren dicke Stiftstürme sich vom tannendunkeln Hohenberg abheben. Ein letztes Schimmern und Leuchten, durch dunkle Wälder geht die Fahrt. In wallenden Wogen, in glucksenden, kreisenden Wirbeln strudelt der Strom, Fischerhütten mit romantischen NACHSfallen stehen am Ufer, und weit und breit waltet die Einsamkeit, die träumende Ruhe.

Stets erregter aber rast und tollt der Rhein, jede Welle krönt sich mit Gischt, ein Tanz rasender Bacchantinnen, die den Schaum aus erhobenen Kelchen ver-

schleudern, geht über die Wogen. Das ist das Gewild von Rheinfelden, der „Höllentrachen“. Mannshoch, zweimal mannshoch stürzen die Wellen und überschlagen sich, um uns wogt nicht mehr der Strom, sondern die empörte, erbarmungslose, opfergierige See, das ist Sturm bei blauem Himmel, Scylla und Charybdis.

Ein falscher Handgriff, das Schiff zerbricht an den Felsklippen, die dunkel wie der Tod aus den weißen Bergen ragen und kein Schwimmer hat genug starke Arme, daß sie ihn über die tausenden Wirbelröhren trügen, daß ihn nicht der nächste Wogenprall an den zackigen Felsen zerschmetterte. Kaltblütig aber steht unser Führer am Steuer; an seinen gewaltigen Oberarmen spielen die Muskeln wie das gehezte, springende Schiff im Strom, seine Augen, seine Stirne brennen und unaufhörlich geht sein Befehl an die Ruderer: „Zieht, zieht! — Links — rechts — noch mehr rechts — Achtung — Ruder breit — Ruder tief —“. Unterdeffen spritzen die Wellen ins taumelnde Schiff, daß an den Fahrgästen kaum ein trockener Faden bleibt, daß wir bis an die Knöchel im Wasser stehen.

Vor uns aber lacht ein Bild, das in seiner Gegenwirkung zu der tobenden Stromlandschaft einfach wunderbar ist, Rheinfelden, das Städtchen auf hohem Ufer leuchtet in der Spätnachmittagssonne, ein Sinnbild träumenden Friedens.

Nach einer Viertelstunde aufregenden Kampfes jagt das Schiff, auf das Hunderte von den Altanen des Städtchens in Sorgen herniederspähen, über den letzten, gewaltigsten Strudel, und unterhalb der Rheinbrücke legt es mit einer kühnen Schwenkung am deutschen Ufer an.

Unsere Schiffeleute triesen vor Schweiß, ihre Arme zittern im Nachspiel der Arbeit; aber auf der Brücke erwartet die Freundschaft die Wackeren mit gefüllten, silbernen Bechern, und wir ruhen, damit das Wasser aus dem Rahn geschöpft werden kann.

Rheinfelden ist ein reizendes Idyll. Die Brücke führt vom deutschen Ufer auf den Stein, eine vom Höllenhacken umspülte, malerische Felseninsel, die in alter Zeit eine Burg trug, jetzt aber in hübsche Anlagen umgewandelt ist, dann in das Städtchen selbst. Sechs alte Thürme, die seiner Physiognomie einen romantischen Zug verleihen, erinnern daran, daß es früher eine bedeutende Rheinfestung gewesen ist, um die der Krieg zu verschiedenen Läufen tobte. An die alte, ephenumrankte Ringmauer lehnen sich üppige Gärten, auch innen ist das Städtchen freundlich und licht und gefällt mit seinen vielen, altertümlichen Häusern. Die Statue Rudolfs von Habsburg in der Stiftskirche zu St. Martin und die großen, würdigen Porträts der deutschen Kaiser von Ferdinand I. bis Franz II. im altertümlichen Rathhaus erinnern daran, daß Rheinfelden mit dem Fricktal viel länger als die übrige deutsche Schweiz zum Deutschen Reich gehört hat, nämlich bis 1801. Erst durch den Frieden von Luneville wurde es der helvetischen Republik einverleibt. Wunderhübsch sitzt sich's auf den grünumrankten Häuseraltanen hoch über dem Rhein, dessen Gewoge von da nur wie lustiges Wellenkosen erscheint. Dicht am Strome steht nahe bei der alten Johanniterkirche der Messerturm. Eine düstere Sage erzählt, daß die zum Tode Verurtheilten von ihm auf ein Gerüst niedergestürzt wurden,

das mit gekreuzten, langen Messern besetzt war. Doch wozu an so alte Geschichten denken, wenn unten die Flut ihre Lieder rauscht, die Wellen in der Abendsonne blitzen!

Schon rötet sich der westliche Himmel, ein goldener, herrlicher Sommerabend sinkt auf den Strom, der nach der Schlacht im Höllenhacken wie ein müder Kämpfer zur Ruhe gekommen ist und gelassen zwischen hohen Waldufern gegen Basel wallt. Mit ihm unsere Boote. Einsam am Schweizerufer stehen im Abendschein die Trümmer des Amphitheaters der römischen Stadt Augusta Rauracorum, schon winkt auf ferner Höhe die weiße Krischonaikirche, das Wahrzeichen Basels, immer jatter an Farbe, Stimmung und Schönheit wird der Abend, und nun steht in roten Scheinen vor uns die Stadt mit dem hochragenden Münster, mit ihren Türmen, Giebeln und Brücken. Wir fahren unter ihnen dahin und sind für diesen Tag am Ziel.

Ja, die Wellen! — Als ich aus dem Schiffe trat, schwankte der Erdboden unter mir, und als am Morgen um vier die Tagwacht erging, da weckte sie mich aus einem Traum, in dem ich auf sieben russischen Schaukelkarussells fuhr.

Doch hinein ins deutsche Land! Mächtig steht am Eingang des Markgrafenlandes der Isteiner Klotz als Wächter am Strom, grenzenlos einsam aber ist die Fahrt durch die Niederungen.

Zwischen Dämmen, auf denen endlos wie Stromwachen und Soldaten Pappeln stehen, fließt der Strom, einförmig heben sich von dunkelgrünen Buschwäldern, die den Einblick in die Uferlandschaften nicht gestatten,

die weißen Kilometer- und Hundertmeterzeiger ab. Wohl hören wir wie ferne Glocken zur Frühmesse läuten, wohl wissen wir, daß links und rechts hinter den Stromwäldern hunderte von Dörfern liegen, allein wir sehen sie nicht. Die Ketten des Jura sind in blauem Duft hinter uns verschwunden, fern in den Westhorizont zeichnen sich die Linien der Vogesen, rechts stehen tannendunkel die letzten, niedrigen Schwarzwaldhügel und silhouettenartig tiefer im Land der alles überragende Belchen. Schiffbrücken öffnen sich vor uns und schließen sich hinter uns wieder, da und dort am Ufer liegt eine einsame Fähre, zwischen den Lücken der Dämme schimmern alte, tote Rheinarme hervor, in denen die Wasser in blauen, träumenden Weihern stehen, Scharen grauweißer Möven schwimmen auf den Wellen und steigen vor unsern Schiffen kreischend in die Luft, schwerfällig streicht der Reiher über den Strom.

Endlich, nach sechsstündiger Fahrt, ein Bild im Vorblick, das Erlösung aus dem Stillleben der Natur bedeutet. Auf einem Randhügel des Kaiserstuhlgebirgs steht der Dom von Breisach.

Alt-Breisach, „des heiligen, römischen Reiches Ruhestiften“, ist keine große Stadt, aber gerade recht für eine Stunde Rast. Beim Markgrafenwein kam mir die hübsche Geschichte vom Herrgottsschnitzer von Breisach, die ich einmal irgendwo aufgelesen habe, in Erinnerung.

Dieser geschickte, aber arme Bursche hatte seine Augen zum schönen Töchterchen des Bürgermeisters aufgeschlagen, als er aber den Vater um die Hand der Jungfrau bat, erhielt er die höhnende Antwort: „Die sollt Ihr haben, wenn Ihr ein Kreuzifix höher als das

Münster baut.“ Da zog der Bursche traurigen Herzens in die Fremde, kehrte aber nach drei Jahren zurück und machte sein Meisterstück: ein Kreuzbild, das vom Boden des Münsters bis zum Giebel steigt und ihn durchbricht. Vor dem vollendeten Kruzifix wurde er mit der Bürgermeisterstochter, die ihm die Treue bewahrt hatte, eingegnet.

Das Kreuz wollte ich sehen.

Zwischen den beiden Türmen des Münsters ragt seine Spitze aus dem Dach. Im Innern des Domes waltete das Dunkel, die Kühle, der Frieden. Um einen am Hochaltar aufgebahrten Sarg brannten die Kerzen und streuten ein mattes Zwielicht durch die hohen, gotischen Hallen, auf die figurenreiche, wundervolle Kanzel, von der herab zu den Jahrhunderten gesprochen worden ist.

Da ließe sich an einem Sommertag träumen über Vergänglichkeit und Ewigkeit. Schöner aber als in dem feierlichen Dom ist es doch auf dem Platz um ihn her. Wie eine Sonnenblume ist die enge Rheinaussicht auseinandergegangen, im Mittagsflimmer liegt vor dem überraschten Auge das weite Land zwischen Vogesen und Schwarzwald, der Rheinstrom wie ein breites Silberband, und das Herz geht einem auf vor der gewaltigen Zahl der Dörfer, die bis in verschwimmende Fernen stromaufwärts, stromabwärts mit ihren weißen Kirchtürmen aus unabsehbaren Feldspreiten gelbreifen Getreides in die Luft stechen, vor dem Bild unendlicher Fruchtbarkeit. Schwer biegen sich am Münsterhügel die Aprikosenbäume unter der Überlast der reifen, flau-migen Früchte.

Bald geht es wieder ins Boot. Die Fahrt wird in dem sich verbreitenden Rhein ein Kampf mit den Untiefen. Sorgfältig folgen unsere Schiffe der stärksten Strömung, die sich, immer wechselnd, bald gegen das eine, bald gegen das andere Ufer wendet und sich zwischen Riesinseln in eine Menge von Armen verteilt. Alle Vorsicht kann es nicht hindern, daß unser Schiff von Zeit zu Zeit auf vom Wasser nur wenig überströmten Riesbänken sitzt und daß unsere Jungen aussteigen müssen, um es mit Zug und Stoß flott zu bekommen.

Lange Stunden in der unendlichen Pappelallee, der Schiffbrücke von Rheinau im Elsaß aber ein unerwarteter Empfang.

„Hurra, hurra“, ergeht von der Brücke der Ruf, die Schuljugend bewirft uns mit Blumen, am Ufer grüßt der Bürgermeister, die Bevölkerung, die von unserer Fahrt gehört hat, und des liebenswürdigen Einladens und Bittens zu einem Abendimbiß ist kein Ende, unsere sonnenverfengte Gesellschaft mußte rasten, die Feuerwehrmusik des Städtchens spielte Stück um Stück. Nicht lang, so mischt sich in den schmetternden Ruf der Fanfaren der rollende Donner, groß und majestätisch geht ein Gewitter über den Rhein, die Fenster erklimren in den sich folgenden Schlägen, Feuerruten fahren auf den Strom und ein wolkenbruchartiger Regen rauscht über den Feldern. Was nun? — Es hätte nicht eine treffliche Musik da sein müssen, nicht eine Schar hübscher, lebenslustiger Elsäßerinnen, viel fröhliches Volk, um die Zeit lang werden zu lassen. Lied um Lied, Tanz um Tanz kürzten die Stunden. Als sich der Himmel wieder

hellte, als mitten im Zug der Zürcher die Mädchen von Rheinau gingen, da kam ein Abschiednehmen und gegenseitiges Händedrücken, als wären wir mit den Rheinauern gute Freunde seit Jahr und Tag.

Merkwürdig, wie ein glücklicher Augenblick die Menschen binden kann.

Die letzten Gewitterwolken sind einem reinen, strahlenden Sommerabend gewichen; seit Stunden fahren wir wieder zwischen Pappeln.

Da schwebt fern wie ein Traum über dem grünen Land ein Krönchen und scheint über den Bäumen zu wandeln. Die Münsterspize von Straßburg! Ein Jauchzen geht durch die Gesellschaft, die Wandermüden ermuntern sich, allein das Krönlein sinkt wieder unter den Horizont, und endlos geht über graugrünen Wassern die Fahrt.

Nein, nicht endlos. Beim hundertfünfundzwanzigsten Kilometerzeichen, im Anblick der Schiff- und Eisenbahnbrücke von Kehl, biegt der Weidling aus dem großen Strom in einen seitlichen Arm, den „kleinen Rhein“.

Am Fischmarkt von Straßburg, an der geschichtlichen, geweihten Stätte, an der vor Jahrhunderten das Zürcher „glücklichste“ Schiff dem befreundeten Straßburg den heißen Hirsebrei überbracht hatte, legt unser Weidling an, und Tausende von Menschen, die der alten Liebe zwischen der Schweiz und Straßburg gedenken, jubeln uns entgegen, werfen Blumen und schwenken die Hüte.

Ich aber dachte an ferne Jugendtage. Wie sangen damals die Mädchen?

„Zu Straßburg auf der Schanz,
 Da ging mein Trauern an.
 Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
 Ins Vaterland muß ich hinüberschwimmen —
 Das ging nicht an!“

Mir erfüllte sich ein Jugendtraum — ich sah das Münster, von dessen Pracht schon der kleine „Foggeli“ gehört hatte.

Ich besuchte das Münsterinnere am Morgen, am Mittag die Uhr, am Abend in der sinkenden Sonne die Türme, und wurde nicht satt, die gewaltige, geistige Atmosphäre in die Seele zu saugen, den Hauch der Jahrhunderte, die das Heiligtum unsichtbar, aber spürbar umwehen. Großartig und wunderbar in Wucht, Formen und Mannigfaltigkeit ist der Bau, man vergißt, daß ihn Menschenhände getürmt haben, unmittelbar wie die Natur, wie die Offenbarung der Ewigkeit selbst, ergreift er. Zwischen den großen Lineamenten, die mit dem Schwung der edelsten Gotik in die Bläue wachsen und steigen, als gäbe es für sie kein Gesetz der Schwere, von der unterirdischen Krypta bis zur Spitze drängt sich Bildwerk an Bildwerk, jedes in sich vollkommen und alle zusammen von einer Anmut und Zierlichkeit, von einem Adel und einer Kraft, daß vor ihnen das Wort demütig schweigen muß.

Ich grüße Erwin, den ersten Baumeister — ich grüße Sabina, seine Tochter, die nach der Sage die schönsten Bilder für das Münster gemeißelt hat. Jener ruht in der St. Johanniskapelle. Wer mag an das Grab treten, ohne erschüttert zu sein von Wallungen der Schönheit?

Ahnungsvolles Dämmerlicht fällt durch die alten gemalten Glasscheiben, durch die farbensonnige, gewaltige Rosette über dem Portal in das Innere des Gotteshauses, das sich in eine Menge von Kapellen auflöst. Schlank Pfeiler streben zur Decke empor und an sie lehnen herrliche Gestalten, auf erhabenen Postamenten stehen die alten deutschen Kaiser in Steinbildern und sprechen zu uns von gewaltigen Zeiten.

Mitten in die Bewunderung fällt ein weltliches Genrebild.

Was mag das schwarzgekleidete Mädchen für ein Anliegen vor den Heiligen haben, daß es so lange und so inbrünstig vor jener Nische auf den Knien liegt. Eine tote Mutter? — Einen Bruder im Glend? — Ein Herr, der wie ich als Bewunderer in die Kirche getreten ist, geht scheinbar absichtslos an ihr vorbei. Da zieht wie absichtslos die weiße, schmale Hand der Hingegossenen die Schleppe ein wenig zurück, ein Briefchen kommt zum Vorschein, der Herr hebt es auf. Einen Augenblick später hat die junge Dame ihre Andacht vollendet und mit einem fromm geschlagenen Kreuz verläßt sie die Kirche.

Und hinter einem der alten Könige liest der Herr lächelnd den Brief, der die Verabredung zu einem Stelldichein enthalten mag.

Am Mittag spielte vor hundert Neugierigen die astronomische Uhr: ein Engel und ein Knochenmann schlugen die Glocken, der Hahn reckte die Flügel und schrie, die Lebensalter wandelten, die Apostel verneigten sich vor dem Herrn, wie man es mir geschildert hat in der Jugendzeit.

Und nun ein Abendgang aufs Münster.

Tausend Schwalben fliegen im Sonnenschein um die Türme, manchmal so viele, daß sie fast die Aussicht verdunkeln. Sie nisten in den Steinblumen, in den Falten der Heiligen des Münsters; sie gehören zu ihm, wie die Tauben der Königin Margherite zur Markuskirche in Venedig.

Da und dort auf der Plattform sind noch Spuren der Kugeln, die zur Zeit der Belagerung das Gotteshaus trafen, im Wächterhaus sogar ein tiefes Loch, über dem eine Inschrift sagt: „Erste Kugel der Belagerung von Straßburg, 24. August 1870.“

Das vom Glanz der Jahrhunderte umflossene, heilige Denkmal erhabenster Kunst, das nicht einer Stadt, einem Volk, nicht der Vergangenheit, nicht der Gegenwart, sondern der Menschheit gehört, ist uns erhalten geblieben.

Geschlecht um Geschlecht hat bewundernd auf den Türmen gestanden, das bezeugen die vielen, eingehauenen Namen in der Kuppel des vollendeten Turms. Während die Namen frisch sind, als wären sie gestern gemeißelt worden, sind ihre Träger längst dahin und von manchen weiß niemand mehr das Grab. Wir lesen die Namen vieler, die trotz des Namens namenlos sind, wir lesen indessen auch Herder, Lavater, Klopstock, Goethe, der Turm ist ein steinernes Fremdenbuch der wandernden, wechselnden Menschheit, die kommt und geht wie die Münstererschwalben.

Über alle Worte groß ist die Aussicht von der Plattform oder gar von den Erfern des Turms, zu denen man auf engen Wendeltreppen emporsteigt, der Nieder-

blick auf das Gibelgewirre von Straßburg, auf die Storchennester, die manche seiner Häuserkamine krönen und mit ihren hochstelzigen Gästen einen Zug der Idylle in das reiche Stadtbild fügen. Über die grauen, rußigen Dörfer, die labyrinthisch gewundenen Gassen und Gäßchen, über die roten Kasernen und gelben Festungswerke, die die Stadt umkränzen, blicken wir in die reiche, mit Dächern besäete Ebene, auf den Rhein bis zu den dunkeln Höhen des Schwarzwalds, bis zum schweizerischen Jura und bis zu den blutgetränkten Feldern von Weißenburg und Wörth.

Friede, Friede! — Es gibt keine Stätte, wo der Mensch elementarer fühlt, was uns allen not tut, als hier im Anblick Straßburgs, der Vogesen, der fernen Schlachtfelder.

Man schaue der schönen, blühenden Jugend ins Auge, die in Straßburg ihrem Vaterland zu Zehntausenden den Wehrdienst leistet, und keiner ruft nach dem Tod der Schlacht, aber alle rufen nach Leben und mit ihnen Vater, Mutter, Geschwister. Man frage die Straßburger, die ihn kennen, sie sagen: „Das Gräßlichste ist der Krieg!“

Über den Vogesen sinkt die Sonne, ihre letzten Strahlen fluten um das Münster und verklären es mit Licht. Ist dieser Wunderbau nicht eine Friedensbitte an die Völker?

Frieden angeichts der schönen Welt.

